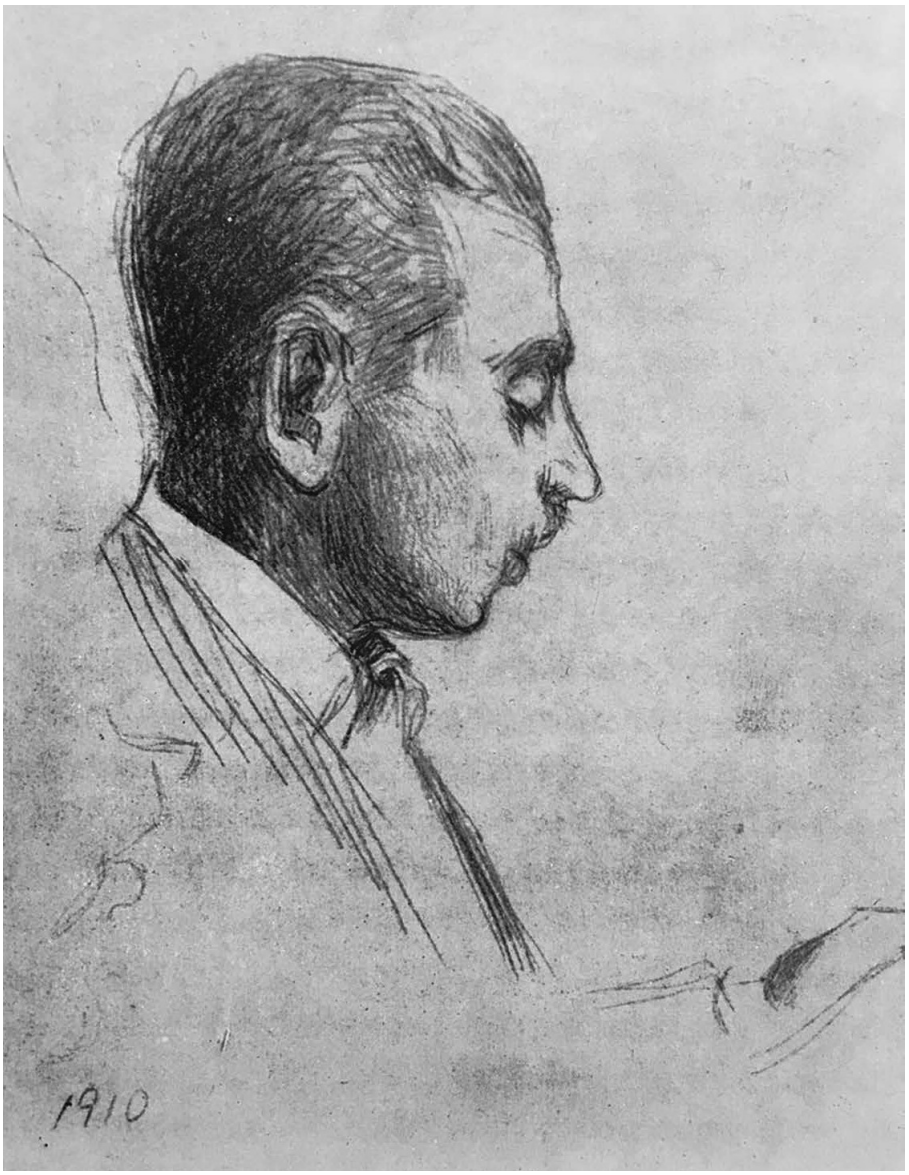
ORPHEUS KANN GAR NICHT WEIT GENUG GEHEN

RUEDI BIND

Rilke und Orpheus sind enge Verwandte. Rilke scheint gar der Radikalere von beiden. Nach dem Tod seiner Frau steigt Orpheus in die Unterwelt hinab, um seine geliebte Eurydike zurück ins Reich der Lebenden zu bringen. Das wird ihm von den Göttern gestattet, wenn er sich während des gemeinsamen Aufstiegs nicht zu ihr umwendet.

In Rilkes Anschauung und Haltung gibt es eine solche Versuchung der Um- und Zurückwendung nicht, da Lebende wie Tote zum selben Ganzen gehören, sie befinden sich im selben Raum, im selben Zusammenhang. In vieler Hinsicht aufschlussreich ist hier Rilkes Brief an seinen polnischen Übersetzer Witold Hulewicz vom 13.11.1925, ein Jahr vor seinem Tod. «Der Tod ist die uns abgekehrte, von uns unbeschienene Seite des Lebens: wir müssen versuchen, das größeste Bewusstsein unseres Daseins zu leisten, das in beiden unabgegrenzten Bereichen zu Hause ist, aus beiden unerschöpflich genährt … Die wahre Lebensgestalt reicht durch beide Gebiete, das Blut des größesten Kreislaufs treibt durch beide: es gibt weder ein Diesseits noch Jenseits, sondern die große Einheit, in der die uns übertreffenden Wesen, die Engel, zu Hause sind.» Daher gilt nicht nur für die *Duineser Elegien*: «Lebens- *und* Todesbejahung erweist sich als Eines.»[1]



Rilke 1910,
Zeichnung Marie von Thurn und Taxis

1 Rainer Maria Rilke: *Briefe aus Muzot 1921–1926*, hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Leipzig 1940, S. 369 f.

Orpheus bewegte sich zwischen dem Reich der Lebenden und dem Reich der Toten. Für Rilke ist ein Hin- und Hergehen nicht nötig, da sich die «Hiesigen und Heutigen» eine offene und unbegrenzte Welt, ein Ganzes, teilen, sowohl mit den Toten wie mit den «Künftigen». In dieser Welt gilt nicht Abgrenzung, Streit und Kampf, Sieg oder Vernichtung, sondern Verwandlung des Vorhandenen. Verwandlung und Umgestaltung sowohl als Selbstverwandlung wie als Verwandlung der Erde, unseres Lebensraums. Und dies wiederum radikal: «Unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige, hinfällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, dass ihr Wesen in uns ‹unsichtbar› wieder auferstehe.»

Wer keine Grenzen kennt oder akzeptiert zwischen früher oder später, Ich und Du, Diesseits und Jenseits, Leben und Tod, dem bleibt zur Veränderung und Entwicklung unterwegs nur die Verwandlung. Und denken wir bei Verwandlung nicht an Großes, Mächtiges, aber Gewaltloses?

Eine mögliche Einübung in die Verwandlung ist für Rilke nachmachen, nachahmen, und viel mehr noch nachfühlen und einfühlen. Nachmachen und nachahmen gelingen nur mit Hintenanstellen des Eigenen und des Eigenwillens. Das Nachmachen genießt üblicherweise kein großes kulturelles oder pädagogisches Ansehen. Und doch erfordert es eine hohe Tugend: Zurückhaltung des Eigenen und die Offenheit, sich auf das andere einzulassen. Die Kraft des Nachmachens gelingt durch Zurückhaltung des Selbstes, ohne Skepsis, Einwände, eigene (Verbesserungs-)Vorschläge. Das kleine Kind ist zuerst und noch ganz natürlich Nachmachkünstler. Nachahmen ist inniger, einfühlender. Im Nachmachen muss ich nichts verstehen, das kann ich ganz äußerlich machen. Durch bloßes Nachmachen verstehe ich, wie etwas ist und wie es geht. Im Nachahmen gehe ich inniger auf das Gegenüber ein, schlüpfe in es hinein mit meinem Denken, meiner Empathie und mit Einfühlen. Aber Rilke geht noch weiter in seinem Anspruch, nämlich «bis fast zur eigenen Vernichtung», denn mit «der Einfühlung kann man, dessen bin ich gewiss, gar nicht zu weit gehen».[2]

Ein-, Mit- und Nachfühlen gehen über das (teilhabende) Anschauen. Rilke war darin ein sensibler Gelehrter mit Selbsterfahrung. «Das Anschauen ist eine so wunderbare Sache, von der wir noch so wenig wissen; wir sind mit ihm ganz nach außen gekehrt, aber gerade wenn wirs am meisten sind, scheinen in uns Dinge vor sich zu gehen, die auf das Unbeobachtetsein sehnsüchtig gewartet haben, und während sie sich, intakt und seltsam anonym, in uns vollziehen, ohne uns, – wächst in dem Gegenstand draußen ihre Bedeutung heran …»[3]

Von diesem Anschauen, von dem Rilke erzählt, kann ich nur etwas wissen oder wenigstens ahnen, wenn ich nicht nur glotze oder huschend daran vorbeischaue, sondern im Anschauen auf das zu Sehende eingehe und dranbleibe. Ich achte darauf, was nachwirkt im Nachklang oder Nachbild, auch noch nach Wochen, Monaten, Jahren. Dieses Anschauen ist mehr als registrierendes, neugieriges oder naschendes Hinsehen. Es braucht dazu künstlerisches, teilhabendes Anschauen. Für Rilke ist das Nachahmen des Erwachsenen letztlich Eitelkeit, Nachfühlen dagegen ist Demut. Das «Ich lerne sehen» aus seinem Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* geht weiter bis zum «Ich lerne anschauen, ein- und nachfühlen», bis zur Selbstaufgabe und Verwandlung, der Verwandlung in das Andere – und der Verwandlung des Anderen in mir.

2 Aus: Rainer Maria Rilke: *Die Verwandlung der Welt ins Herrliche*, ausgewählt von Ulrich Baer, Frankfurt a.M. 2006, S. 25–26.

3 Rainer Maria Rilke: *Briefe aus Muzot 1921–1926*, hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Leipzig 1940, 96. Brief vom 8.3.1907 an Clara Rilke, S. 214.

Ruedi Bind, 1950 in Basel geboren, Schriftsteller und Filmemacher. Seit dreißig Jahren Mitarbeit im Kolloquium zur Sprache der Poesie, eine Arbeitsgruppe der Sektion für Schöne Wissenschaften.